

# Literaturgeschichte anders gelesen. Ina Schaberts Englische Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts als Kosmos männlicher und weiblicher Stimmen

Rezension von Ingrid Hotz-Davies

Joyce, so Schabert, habe zur Schilderung eines einzigen Tages einen dicken Roman gebraucht. Wie soll da ein Jahrhundert auf knapp 500 Seiten Platz haben? Und wie diese 500 Seiten hier? Mit Schaberts Literaturgeschichte ist es, als genieße man eine extrem konzentrierte Substanz, einen Text, der seine Ideen und Einsichten derartig verdichtet hat, dass kein Gramm Überschüssiges daran ist. Es wäre vermessen, diese hochprozentige und berauschende Mixtur noch weiter herunterdestillieren zu wollen. Aber am Beispiel der Moderne lassen sich die Detailstrukturen gut zeigen. Die klassische Moderne bietet einen ausgezeichneten Nährboden für neue Allianzen zwischen Männern und Frauen und zwischen Menschen diesseits und jenseits der heterosexuellen ‚Norm‘ in den Subkulturen des Bloomsburykreises und der anglo-amerikanischen Pariser Exilkultur der Rive Gauche. Hier finden sich neue Einbindungen von Frauen und Männern im Literaturprozess von den Anfängen der universitären Ausbildung (erstmalig auch für Frauen) bis zur gemeinsamen Arbeit in (und an) Verlagen, Publikationskonzepten, Literaturzeitschriften und spezialisierten Buchhandlungen. Um diese kulturellen Pole herum, die sich auf das Wagnis einer Vervielfältigung der Differenzen einlassen, werden nun die diversen modernistischen Bemühungen um die Ausweitung bzw. Zementierung von Geschlechterdifferenzen ausgebreitet, die von den ‚alternativen Weiblichkeiten‘ von Dorothy Richardson und Virginia Woolf oder den

ironischen Interventionen von Dichterinnen wie Mina Loy und Edith Sitwell über die Diskussion um das ‚dritte Geschlecht‘ zu den aggressiven Abschottungen gegen das ‚Weibliche‘ etwa bei Wyndham Lewis, T. S. Eliot oder Ezra Pound reichen. Als besonders dialogfreundlich erweisen sich die Texte, die der Entwicklung komplexer Bewusstseinsinhalte und -vorgänge männlicher, weiblicher oder geschlechtsdiffuser ‚Innenwelten‘ gewidmet sind: Henry James, Dorothy Richardson, James Joyce, Virginia Woolf. Sehr dankbar kann man sein, dass Schabert unter dem Begriff der „foot-off-the-ground novel“ einen Ort gefunden hat, an dem ansonsten schwer zuzuordnende und daher in herkömmlichen Literaturgeschichten gerne übersehene, aber in der Kohärenz der Anliegen und Verfahren doch zusammengehörige Texte untergebracht werden können. Es sind dies Romane z. B. von Elisabeth von Arnim, Stevie Smith oder Sylvia Townsend Warner, die eine systematische Verweigerung der symbolischen und sozialen Ordnung betreiben, indem sie versuchen, mit spielerischen Mitteln des In-der-Schwebe-Bleibens, des strategischen Nicht-Wissens, Nicht-Bemerkens, des Denkens „by the left hand“ die Berührung mit dieser Ordnung zu minimieren, Texte, deren Heldinnen und manchmal auch Helden „nicht so recht begriffen haben, was Frausein [bzw. Mannsein] in der Gesellschaft bedeutet“ (S. 154) und die sich deshalb mit einem lässigen Schulterzucken daran machen, mit der ‚Norm‘, ja: dem Heiligsten Scherz zu treiben.

## Literaturgeschichte als interaktives Leseerlebnis

Es gibt gelegentlich auch Leerstellen, die sich aus der gewählten Vorannahme des Dialogs *zwischen den Geschlechtern* ergeben mögen, denn diese legt in gewisser Weise fest, dass dort, wo kein Dialog stattfindet, wo also eine Seite an der anderen kein Interesse zu zeigen scheint, ‚nichts‘ stattfindet. Während daher immer wieder der Versuch gemacht wird, nicht-heterosexuelle Modelle mit einzubeziehen, so sind diese doch vergleichsweise randständig und eher bruchstückhaft ausgefüllt. Woolfs *Orlando* als einzige Alternative zu Halls *Well of*

*Loneliness* und zu den Aporien des ‚dritten Geschlechts‘ aufzuführen, verkürzt zumindest die Perspektive und lässt Beiträge wie etwa Warners *Summer Will Show* (1936) und *Mr Fortune’s Maggot* (1927) oder Mary Renaults Œuvre, besonders *The Friendly Young Ladies* (1944) oder *The Charioteer* (1955), nicht zu Wort kommen. Männliche „foot-off-the-grounders“ scheint es nicht zu geben, obwohl sich hier die großen *camp*-Künstler wie Ronald Firbank, Max Beerbohm oder E. F. Benson hätten zuordnen lassen. Es ist anzunehmen, dass verschiedene Leser und Leserinnen verschiedene Lieblinge vermissen werden, versucht sein werden, enttäuscht auszurufen: *die* hätte aber drin sein sollen! bei *dem* ist alles ganz anders! Doch es ist gerade das Verdienst dieser Literaturgeschichte, dass sie ein ausgeklügeltes Raster zu Verfügung stellt, in dem man auch diejenigen verorten kann, die der Komplexitätsreduktion zum Opfer gefallen sein mögen.

Als Leseerlebnis ist diese Literaturgeschichte mehr als ein Vergnügen für Eingeweihte. Es ist ein Buch, das interessierte Menschen ansprechen möchte, jene Kreaturen also, die in angelsächsischen Ländern als *common readers* einen gewissen Respekt genießen. Das Buch versteht sich daher als „Reiseführer“ (S. XI), als Wegweiser und Appetitmacher in einer vor Sehenswürdigkeiten strotzenden literarischen Landschaft, aber auch als Einladung zum Verweilen, zum Vorbeifahren, zur Sonderexpedition. Roland Barthes spricht – und er hätte dabei wohl nie an Literaturgeschichten gedacht! – von Texten, die ‚leserlich‘/‚lesbar‘ (*lisible*) oder ‚schreiberlich‘/‚schreibbar‘ (*scriptible*) seien. Bei ersteren kann der Lesende sich vergleichsweise passiv darauf verlassen, dass alles wie erwartet ‚an seinem Ort‘ sein wird. Bei letzteren sind die Leser/-innen aufgefordert, selbst an einem prinzipiell offenen Text ‚mitschreiben‘, sich daran zu freuen, wenn die Dinge nicht ‚an ihrem Ort‘ sind. Entgegen der gängigen Praxis literaturwissenschaftlicher Arbeiten, die versuchen, möglichst wenig Raum für die Unwägbarkeiten des Lesens zu lassen, ist Schaberts Literaturgeschichte ein in hohem Maße ‚skriptibler‘ Text, der einerseits immer wieder dazu auffordert, das hochprozentige Kondensat

durch Verlangsamung wieder zu ‚verdünnen‘, und der uns andererseits Raum lässt zum Weiterdenken, Andersdenken. Der größte Spaß beim Lesen sind die überraschenden Querverbindungen: Was, z. B., hat die „foot-off-the-ground novel“ mit den *gender-bending*-Performanzen einer Brigid Brophy gemein? Wäre Sylvia Plath als Dichterin in einem hier männlich gesehenen poetischen Programm der virilen Energetik zu denken? Als ‚skriptibler‘ Text lädt dieses Buch zum interaktiven Lesen ein: man will mitreden, sicher manchmal auch widersprechen; das Lesen gestaltet sich mal als halluzinatorische Reise durch ein Spiegelkabinett, mal als elektrisierende Entladung interaktiver Reibung, mal als Arbeit an einem Puzzle, das man vielleicht versucht hat, anders zusammenzustecken, um dann reumütig wieder zu der Gestalt zurückzukommen, die Schabert angelegt hat. Es müsste also möglich sein, dieses Buch immer wieder und immer wieder anders zu lesen. Sollte man mich das nächste Mal fragen, was ich auf eine einsame Insel mitnehmen würde, wäre die Antwort schnell gegeben: Schabert, Band I und II – und alles, was sie gelesen hat. Es müsste also eine größere Insel sein.